

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 2

Artikel: Vetter Kleber
Autor: Blum, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571630>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

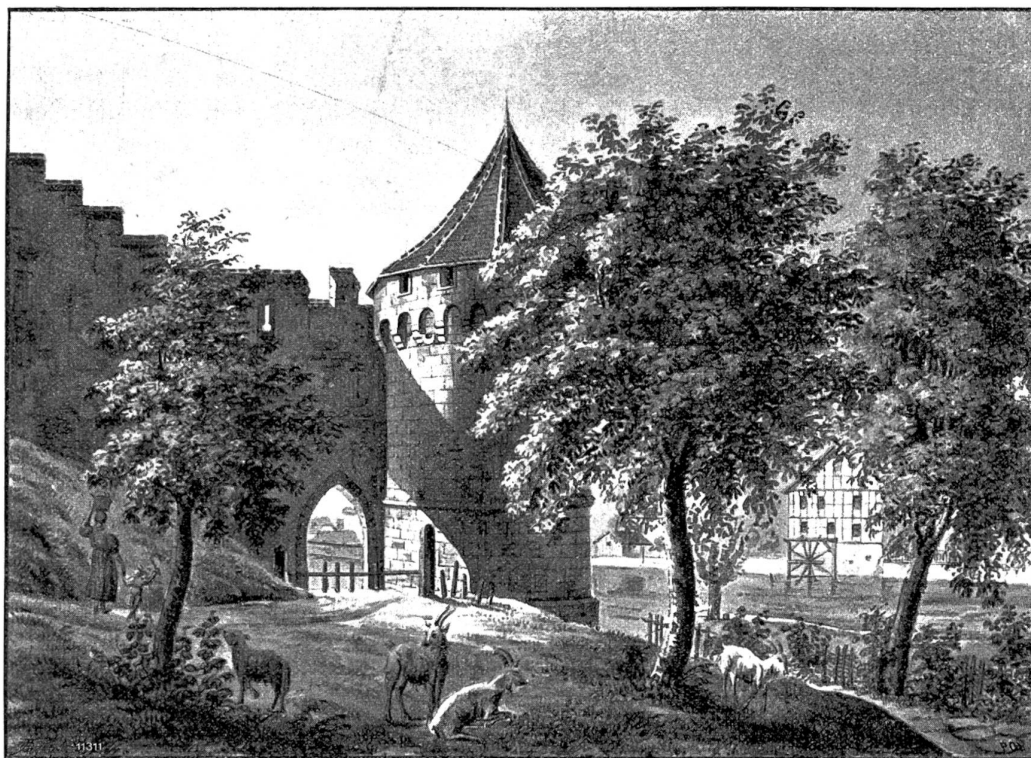
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Müllthor an der Musegg. Sepiazeichnung von E. u. L. Schultze (ca. 1840).

Vetter Kleber.

Eine Modellstudie von Hans Blum, Rheinfelden.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Das ansehnliche Geschlecht der Kleber ist nicht bloß auf die Nachkommen des berühmten elsässisch-französischen Generals dieses Namens angewiesen — wenn dieser überhaupt Nachkommen am Leben hat, was aus der Weltgeschichte nicht zu ersehen ist. Das Geschlecht der Kleber ist vielmehr auch im übrigen Deutschland so verbreitet, daß es die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen beginnt. In Ministerjesseln wie in subalternen Staatsbeamtungen erfreuen wir uns seiner zähen Familienbeharrlichkeit. Auf den Kathedern unsrer Hochschulen hat es sich eingewurzelt, indem es dem üppigen Nachwuchs der jüngeren Professoren und Privatdozenten jeden Zoll breit des akademischen Nährbodens streitig macht. Unsere Parlamente, Gemeindeverwaltungen, auch unsre Litteratur und Kritik beherbergen und züchten Prachteremplare dieses überaus interessanten Geschlechtes, das seiner Sippe obendrein zu gemeinsamer Förderung immer die Hand reicht.

Es könnte vermessen erscheinen, die ungeheure Leistungsfähigkeit dieses Geschlechtes in einem einzelnen und obendrein gänzlich unbekannten Gliede desselben zu

verkörpern. Aber ich wage es trotz alledem, indem ich meinen Lesern die eben erst vollbrachten Thaten und ausgestandenen Leiden des „Vetter Kleber“ erzähle.

Wir befinden uns auf einem reizenden Landstüke im gesegneten „Badiſchen Ländchen“.

Im Südwesten ragen die blauen Ketten des Schwarzwaldes. Nach Osten und Norden verdeckt hügeliges Vorland die Ebene, durch die der Rhein dahinzieht. Jenseits dieser Ebene erheben sich, im blaugrauen Dufte verloren, die burggekrönten heiteren Höhen des Pfälzer Haardtgebirges. Unser Landhaus selbst liegt auf sonnigem, aber durch alten Baumpark nach Süden und Westen zu wohlbeschattetem Hügel. Gärten, Wiesen und Felder umsäumen die reizvolle Besizung und werden von den reichen, quellenden Wasseradern durchströmt, die vom Schwarzwald her nach dem Rhein fluten.

Wir stehen jetzt in der gesegneten Zeit, da die Studenten Sommerferien haben. Und da diese Zeit bekanntlich sehr lange dauert, so müssen wir notgedrungen noch etwas genauer rechnen und hinzufügen: wir befinden uns in der gesegneten Zeit, da die Sommer- oder Herbstmanöver unserer Truppen vorüber sind und

da der treffliche badische Landmann seiner Weinernte mit Spannung entgegenfieht. Das badische Armeekorps hat gerade in diesem Jahre seine großen Herbstmanöver in der Gegend unseres Landhauses abgehalten und dieses wie das ganze Gelände massenhaft mit Einquartierung belegt.

Unter den vielen bunten Schmetterlingen, die da einkehrten, hatte ein stiller Reservearzt von Heidelberg, Dr. Robert Gwander, das besondere Wohlgefallen der Bewohner des stattlichen Hauses gefunden und war eingeladen worden, recht bald wieder dort freiwillige Einquartierung zu nehmen. Der junge Mann, der soeben Ort und Gegend seiner eigenen Landpraxis aus- gesucht und bestimmt hatte und diese zu begründen sich anschickte, glaubte sich vorher noch einige Ferienwochen gönnen zu dürfen. Er nahm also, sobald er die Uniform ausgezogen hatte, seine gütigen Gastgeber beim Worte und war nun hier, in dem schönen Landhause, zu Besuch.

Die Familie des Besitzers, Herrn Rietschy, bestand aus dessen Gattin, zwei jugendlichen Töchtern, Else und Maria, und dem Sohne Friedrich, der in den letzten Semestern vor dem Referendarexamen stand, in Heidelberg studierte und mit dem Dr. Gwander gut befreundet war. Die drei Kinder des Hauses waren jetzt sämtlich daheim. Herr Rietschy hatte dagegen in den Tagen, von denen wir reden, eine kleine Reise zu Verwandten an den Oberrhein angetreten und ausgeführt. Er spielt in den Ereignissen jener Tage daher keine Rolle. Nicht ganz dasselbe läßt sich von Fräulein Clara Hölzle behaupten, einer Institutsfreundin des ältern Fräulein Else Rietschy. Denn Clärchen Hölzle war in jenen Tagen als Gast in dem munteren Familienkreise des Hauses Rietschy nicht nur mit anwesend, sondern, wie wir erkennen werden, auch einigermaßen an dem Gange unserer Handlung mitbeteiligt. Wir erlauben uns daher, gleich hier zu bemerken, daß sie mit den Töchtern des Hauses unfreiwillig darin wetteiferte, hübsch und niedlich auszusehen, und zudem in der Auswahl ihrer Eltern ebenso vorsichtig gewesen war, wie ihre Freundinnen. Denn Herr Kommerzienrat Hansjakob Hölzle in Hinterfingen galt mit Recht als einer der wohlhabendsten Seidenfabrikanten des Landes.

Die ganze junge Gesellschaft, die wir soeben in den einzelnen Gliedern namhaft gemacht haben, saß an einem wundervollen Morgen zu Ausgang September in der reizenden, weinbehangenen Veranda der Villa Rietschy fröhlich plaudernd beisammen. Weithin schweifte der Blick von hier über die reiche Schönheit der Landschaft. Unweit vom Fuße des Hügels, den dieser anmutige Landsitz krönte, lag die stattliche Ortschaft, zu der er gehörte, und von dieser Ortschaft nach Süden abgesondert

der Bahnhof der großen badischen Staatsbahn, die von Basel bis Heidelberg zieht.

Als vorhin der Zug von Süden heranbrauste und im Bahnhof hielt, hatte Dr. Gwander träumerisch bemerkt: „Wer mag da wohl jetzt aussteigen und aus welchem Grunde?“ Die Antwort auf diese Frage ließ sich von unserer Höhe aus einigermaßen geben. Denn man sah von hier einige Duzend Menschen, Männer und Frauen, mit Gepäck beladen, vom Bahnhof der Ortschaft zuströmen, etwa ein Duzend auch aus dem Orte wieder herauskommen und mit ihrer Last weiter ziehen in die herbstgoldige Landschaft hinaus, Kinder zwischen den Eltern sich tummelnd.

Aber ein einzelner Reisender, der allerdings nur ein Plaid auf dem Arm trug und an sich selbst offenbar nicht schwer zu tragen hatte, trennte sich an dem Fahrweg, der zur Villa Rietschy aufwärts führte, von seinen bisherigen Fahrtgenossen, überließ sie ihren Absichten und Schicksalen und verfolgte die seinigen, indem er mit weiten, langbeinigen Schritten, und den Blick nach der Höhe gerichtet, auf dem stark ansteigenden Wege rasch emporstiege.

Die Kinder des Hauses Rietschy waren schon bei der ersten Absonderung dieses Wanderers von seinen Fahrtgenossen in eine ihren Gästen, dem Fräulein Hölzle und Herrn Dr. Gwander auffallende Unruhe geraten. Nun aber, da die langen Beine des verdächtigen Reisenden diesen so weit herangeführt hatten, daß seine Gestalt und sein Gesicht von der Höhe aus erkannt werden konnten, entströmte den Kindern des Hauses gleichzeitig der fast wie ein Angstschrei gellende Ruf: „Herrschaft! der Vetter Kleber! Wahrhaftig, der Vetter Kleber!“

„Na, wenn es nur ein Vetter ist, brauchen Sie doch nicht so ängstlich zu rufen, meine Damen“, sagte Robert Gwander heiter, „Sie und Freund Friedrich schlugen da einen Ton an, als ob uns der Vetter, der nun auch schon zutraulich heraufwinkt, wie Sie sehen, unsern ganzen Spaß verderben könne.“

Fräulein Hölzle kam bei dieser lebhaften Aussprache des Doktors zwar nicht zu Wort, aber sie drückte den Freundinnen durch Gebärden und Blicke ihre Zustimmung zu seinem Vorhalt aus.

Da entlastete sich aber der Haussohn Friedrich seiner Gefühle und Gedanken.

„Robert“, rief er, „kennst du den Vetter Kleber? Nein, du kennst ihn noch nicht, aber du wirst nun den Vorzug und Genuß haben und dann urteilen können, ob er imstande ist, uns ‚den ganzen Spaß‘ und sonst noch Einiges zu verderben. Mädchen!“ fuhr der Sprecher, in beinahe angstvollen Diskant umschlagend, an die Schwestern gewendet, fort: „Schafft um Gottes-

wissen sogleich alle Noten fort! Geht sie sofort der Magd mit dem Auftrage, die Noten unter den tiefsten Risten unseres Bodenraumes zu verstecken. Dann kommt aber gleich wieder, damit Ihr Vetter Klebers Küsse beim Triumph seines Einzuges empfangen könnt, sonst vermißt er etwas."

Die „Mädchen" stürzten lachend sofort ins Haus. Robert Gwander aber sagte, noch immer etwas verweisend: „Friedrich, ich kenne den bedächtigen Freund in dir fast nicht wieder. Weshalb liebst du denn die Noten weggeschaffen?"

„Na, wie gesagt, Robert, du wirst den Vetter Kleber noch kennen lernen. Zum letztenmal, als er, kurz vor den Manövern, hier war, da sang er von früh sechs bis nach Sonnenuntergang — natürlich die Eppausen abgerechnet — fast unaufhörlich nach unsern Noten. Meine Schwestern und ich flüchteten vor dieser Tonmarter natürlich so weit als möglich. Denn der Vetter Kleber besitzt eigentlich nur einen in Verwesung übergegangenen Vierfuß. Aber er liebt es, sich in die schauerlichsten Tenorhöhen zu erheben. Unser elfjähriger Vetter Arthur Kristaller aus der Pfalz aber, der damals auch bei uns war, setzte sich arglos zu dem Gesangeslöwen und wand sich in Bachgrimmen. Nur dann und wann, wenn er vor Lachen zu bersten fürchtete, stürzte er zu uns ins Freie und keuchte: „Nei, der Vetter Kleber, der singt und stinkt zu adlig!"

„Was soll das nun wieder heißen?" fragte Robert Gwander kopfschüttelnd.

„Nun, unter ‚adlig‘ verstehen die Pfälzer so viel wie drollig, spaßig. Und was die Düfte des Veters Kleber anlangt, so sind diese geschäftlichen Ursprungs. Er ist nämlich Kommiss, mit einem Stich ins Chemische, in der großen Parfümeriefabrik von Süpfle & Kärcher zu Emdenschwand bei Offenburg."

„Also ist er gewissermaßen Wohlgeruchs-Bräuer oder Parfümerie-Improvisator — ein reizender Beruf," bemerkte Gwander in kühler Bedächtigkeit, während Friedrich und Glärchen Hölzle lachten.

„Ja, Robert, gib ihm nur recht viele solcher Rosenamen zu hören. Du bist ja auch sonst ein so anbiedernder Giftmichel. Nichte deine Etacheln kräftig empor. Dann werden wir den Vetter vielleicht wieder los. — Nun, sind die Noten gut versteckt?" fragte er die zurückgekehrten Schwestern.

„Er findet sie nit", riefen diese lachend. „Doch still, da ist er!"

Sehen konnte man ihn ja im Augenblicke noch nicht, denn er schlängelte sich eben erst zum Eingang der dichtbelaubten Veranda hin. Aber der Ruhm seiner guten Werke ging ihm voraus, ein künstlerisch zusammengesetzter Geruch von Patchouli, Rosenöl, Milleheurs u. s. w.

„Tausend, macht Der Kellame für Süpfle & Kärcher!" rief Dr. Gwander, die Luft mit dem großen, seidenen Taschentuche abschiebend.

Da war nun der Vetter aber wirklich erschienen, und er nahm auch gleich das Wort.

„Gi, da seid ihr ja! Gelt, eine freudige Ueberaschung, die ich euch bereite? Ach, wie hab' ich mich nach euch gesehnt — du gute Else" — klatsch, hatte sie einen Kuß weg — „und das brave Marielle" — dem Worte folgte auch hier der Kuß blitzschnell — „und das reizende, neue Bäsle, das wir hier hawe! Wie heißt's nur gleich? Ach, 's is egal!" Dabei hatte er Fräulein Hölzle, trotz ihres Sträubens, schon umfaßt und den Mund gespißt, der mit unheimlicher Schnelligkeit sich gegen Glärchens erglühte Wange heranbewegte.

Aber statt diese holbe Wange zu erreichen, trafen die gierigen Lippen Klebers auf einen andern Gegenstand, der sich plötzlich zwischen Lipp' und Wangenrand geschoben hatte. Sie trafen auf eine keineswegs küßliche, rauhe, haarige und obenbrein geradezu nasse und empörend duftende Männerhand — auf die Hand Dr. Gwanders, auf deren Außenfläche soeben eine größere Menge vom Inhalt eines Fläschchen Salmiakgeist ausgegüßt worden sein mußte.

Klebers Lippen waren reichlich damit getränkt. Und so ergrimmt er über diesen frechen Handstreich auch sein mochte, so konnte er doch zunächst kein Wort hervorbringen, weil der abscheuliche Geruch und Geschmack des Salmiaks ihm den Atem versekte.

Während er nun mit dem Taschentuch an den Lippen rieb und das scharfe Zeug ihm die Augen mit einer Thränenflut füllte, verbargen die Kinder des Hauses Rietschy hinter seinem Rücken ihre sündige Heiterkeit. Robert Gwander aber sagte im Tone des mitteilbigesten und seelenvollsten Wiedermanns: „Thut mir sehr leid, Herr Kleber, daß Sie da grad in den Salmiakgeist hineinfahren mußten. Aber ich hatte das Fläschle grad offen, um mir einen Mücken- oder Bremsenstich zu betupfen. Da fuhren Sie auf das Fräulein Hölzle los, das so wenig die Ehr' hat, Ihr Bäsle zu sein, wie ich, Ihren Vetter mich zu nennen — ich bin nämlich der Dr. Robert Gwander, Herr Kleber. Und da ich nun dem Fräulein zunächst stand und außerdem praktischer Arzt bin, so wandte ich das einzig zur Verfügung stehende Mittel an und streckte die leider feuchte Hand aus."

„Die nasse, leider ganz nasse Hand, Herr Doktor," stöhnte Kleber unter einem neuen Thränenstrom — „und wie sehr dieses scheußliche Ammoniak meinen feinen Geruchssinn beleidigt! — Aber trotzdem — freut es mich unendlich — Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, Herr Doktor. Ich habe schon io viel Gutes von Ihnen gehört."

„Ich auch von Ihnen,“ erwiderte die heuchlerische Krokodilsbrut der medizinischen Fakultät. „Und ich werde mich bestreben, Sie noch recht viel Gutes von mir hören zu lassen.“

„Du bist ein Mordskerl, Robert!“ jubelte Friedrich in das Ohr des Freundes.

Vetter Kleber hörte es nicht, da er eben Schlafen, Stirn und Augen mit dem Foulard trocknete. Er hatte sich nun leidlich erholt und sagte

mit zärtlichem, immer noch thränenfeuchtem Blick zu Elärchen Hölzle: „Entschuldigen Sie tausendmal meinen Irrtum, gnädiges Fräulein. Wie schad', daß Sie nit in unsere Verwandtschaft gehöre. Es war der Zug des Herzens, wenn auch nicht des Blutes, der mich zu Ihnen führte.“

„Sehr schön gesagt!“ rief der Doktor beifällig. „Das wird auf Fräulein Hölzle jedenfalls tiefen Eindruck machen.“

Sie und die Geschwister Nietschy lächelten aber nur. Und Friedrich sagte jetzt vorwurfsvoll zum Vetter: „Mich hast du noch gar nicht gegrüßt, Alwin. Ist das nett?“

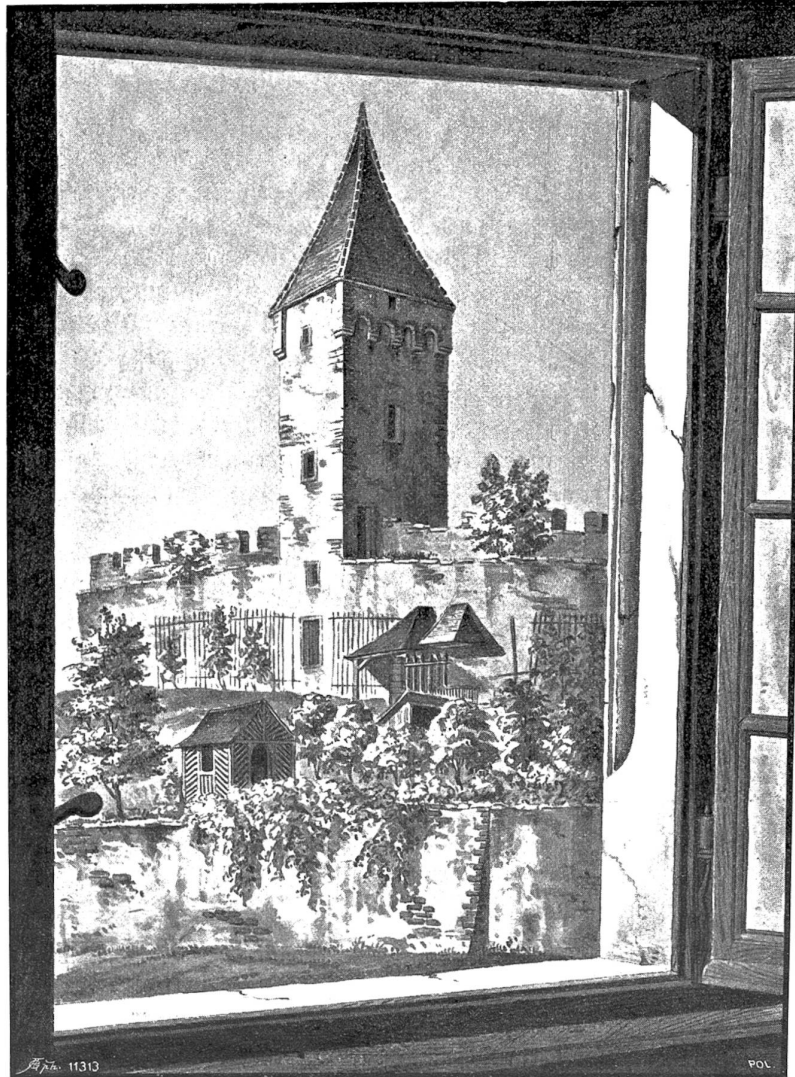
„Wahrhaftig, Friedrich, komm' her!“ rief der Vetter und wollte ihn abküssen.

„Nein, nein“, wehrte Friedrich ab. „Ich bin durchaus gegen unnötige, feuchte Männerküsse. Ein Handdruck genügt — so. Und nun setze dich, lieber Alwin, du mußt auf den Ehrenplatz, aufs Sofa. So, nun laß dir's recht wohl sein. Die Schwestern werden uns gleich ein Frühstück richten!“

Warum die ganze Gesellschaft lachte, als Friedrich von dem Ehrenplatz auf dem Sofa sprach, das vermochte der Vetter nicht zu enträtseln. Er saß da ganz wohl. Die Leuten hier oben schienen ihm was vom Sonnenstich abgekrigelt zu haben, was sich nachhaltig aufs Gehirn und Zwerchfell geschlagen hatte. Diese Vermutung wurde ihm zur betrübenden Wahrscheinlichkeit, als ihm alle — merkwürdigerweise in ziemlicher

Entfernung von ihm — Umsitzenden, während des nur schleichend fortgeführten Gesprächs, mit einem unbeschreiblich einfältigen Bächeln anstarrten, selbst das holbe Fräulein Hölzle. Auch die Bäsle Else und Marie rührten sich nicht vom Fleck, um das so wünschenswerte Frühstück herbeizuschaffen, und Friedrich hatte kein Wort des Tadelns für sie.

Dagegen hatte Friedrich dem Freunde Robert rasch zugeflüstert, was es mit dem Ehrenssofa für eine Bewandnis habe, ehe Vetter Kleber darauf würdevoll Platz nahm. Dieses Sofa nebst nächster Umgebung war nämlich



Holdermeyerturm an der Musegg.
Szenizzeichnung von E. u. L. Schultheß (ca. 1840).

der bevorzugte Aufenthalt einer Legion von langbeinigen Spinnen und Stechmücken, deren die Villa Nietschy sich erfreute. Und wer auf diesen Ehrenplatz kam, konnte sicher sein, mit diesen angenehmen Haustieren bald die intimste Bekanntschaft zu machen.

Der auf diesen Pfuhl gebettete Vetter aber verriet nicht das leiseste Mißbehagen. Höchst merkwürdig! Die Schwestern Else und Marie schwebten nun mit einem Gesichtsausdruck, als ob sie sich in berechtigten Er-

wartungen betrogen sähen, wirklich ab, um das Frühstück zu richten. Die Zurückbleibenden aber hefteten die Augen immer noch gespannt auf den Vetter Kleber.

Da sagte dieser zu Clärchen: „Lieben Sie denn die Musik und den Gesang, Fräulein Hölzle?“

„Ausnehmend, Herr Kleber,“ rief sie heiter, denn sie ahnte, was nun kommen werde.

„Gut, so werde ich was singen,“ sagte der Vetter.

„Vielleicht haben Sie die Güte, Fräulein Hölzle, mich an die Notenmappe zu begleiten.“

„Wir folgen so gleich nach, Fräulein, um des Genusses teilhaftig zu werden,“ erklärte Dr. Gwander, als das junge Mädchen sich mit fragendem Ausdruck umwandte.

Dann schwebte sie mit dem „Vetter“ dem Hause zu.

Sobald Robert mit Friedrich allein war, stürzte er nach dem Ehrenssofa. Da bot sich ihnen ein merkwürdiger Anblick. Zu den beiden Seiten und im Rücken des Sitzes, den der Vetter dort eingenommen hatte, lag auf dem hellen Tuche des Sofas eine ziemliche Anzahl langbeiniger Spinnen und Stacheln leblos hingestreckt, wie überfät von einem starkriechenden, grünen Pulver. Die überlebenden Glieder beider Insektenfamilien aber hatten sich in die äußersten, höchsten Winkel jenes Teils der Veranda, namentlich an die Decke geschlüchtet.

„Friedrich, die Naturwissenschaft kriegt Licht! Wir gehen einer großartigen Entdeckung entgegen. Folge mir,“ rief der junge Doktor eifrig.

„Ich verstehe dich nicht, Robert.“

„Schadet nichts, du wirst mich gleich verstehen. Jetzt müssen wir aber eiligst wieder zum Vetter stoßen, sonst folgt dieser am Ende gegen Fräulein Hölzle abermals dem ‚Zug des Herzens‘.“

Dieser schöne Zug schien sich freilich jetzt des Herrn Kleber noch nicht bemächtigt zu haben. Vielmehr stand beim Eintritt der beiden Freunde der Vetter in der einen und Clärchen in der andern Ecke des Zimmers,

kehrten sich gegenseitig den Rücken zu und suchten nur eifrig in den beiden Notenständen herum. Clärchen lachte dabei still vor sich hin, während Kleber ärgerlich rief:

„Merkwürdig, merkwürdig — das letztemal waren so viele hübsche Singnoten hier und heute nicht ein einziges Lieb. Haben Sie immer noch keines gefunden, Fräulein Hölzle?“

„Nein, Herr Kleber, nicht eins.“

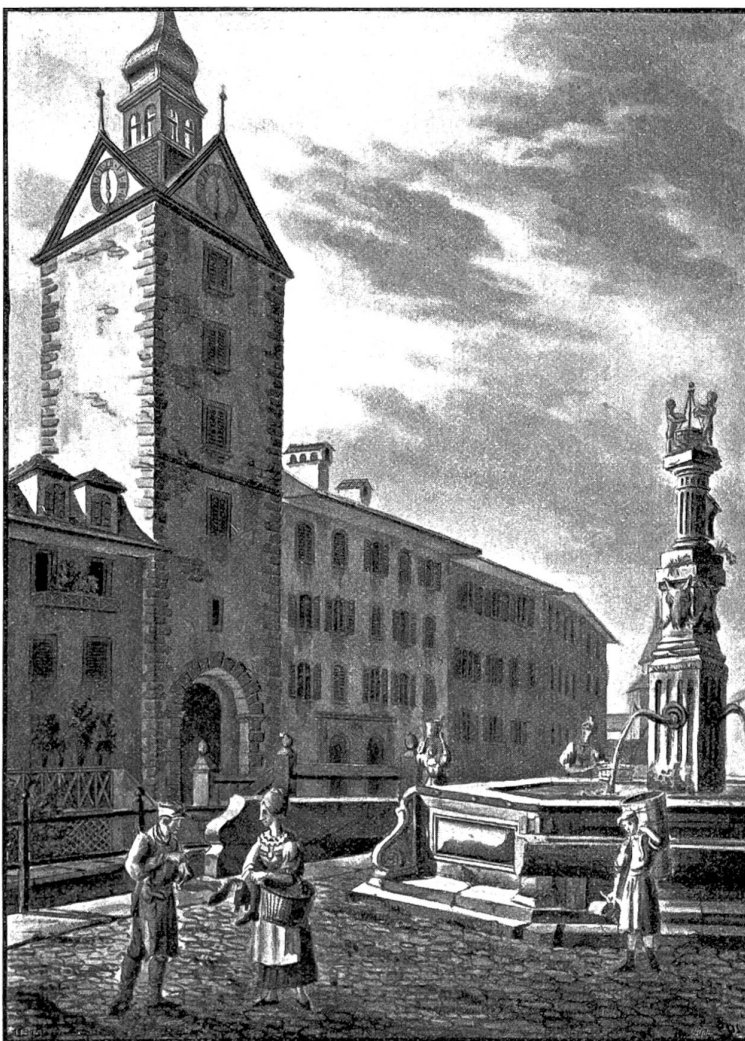
„Da könnt Ihr lange suchen,“ erklärte Fritz. „Von uns allen singt ja niemand, und da sind die Noten auf den Boden geschafft worden.“

„Hurrah, die hole ich herunter!“ rief der Sangesfreund.

„Zuerst noch etwas höchst Dring-

liches, Herr Kleber,“ warf Robert ein. „Sie wissen am Ende gar nicht, daß Ihnen da ein Zerstäubungsapparat aus der hintern Rocktasche herausragt, den Sie verderben könnten, wenn Sie damit oben zwischen den Kisten des Bodens herumkriechen.“

„Wahrhaftig, Sie haben recht. Besten Dank, Herr Doktor!“ rief der Vetter, indem er den Apparat aus der Rocktasche zog, der unten in einem hohlen Gummiball endete. Er versicherte sich, daß die kleine Maschine



Bürgerturn mit Brunnen in der Pfistergasse.
Septingelung von G. u. L. Schultzeß (ca. 1840).

in der Rocktasche nicht gelitten habe, indem er den Ball zusammendrückte, wobei sich die gebogene Spitze rasch kreisförmig herumdrehte und nach allen Seiten hin das grüne Pulver zerstreute, das die Freunde auf dem Sofa gefunden hatten.

„Mit was haben Sie denn den Ballon geladen?“ fragte Gwander weiter.

„Mit einem neuen, wohlriechenden Pulver, das ich erfunden habe“ —

„So, Sie haben das Pulver erfunden, Herr Kleber?“

„Dieses Pulver“ — erläuterte der Vetter, als Friedrich und Elärchen bei der letzten kühlen Frage des Doktors in Heiterkeit ausbrachen. „Dieses Pulver — ich nenne es Antimerulion, weil es die feine Pilzbildung, den sogenannten ‚Beslag‘ oder das ‚Grauwerden‘ von feuchten Zimmerwinkeln oder Gegenständen hindert und zerstört. Ich führe das Pulver immer bei mir, um Experimente damit zu machen. Ich will die Erfindung patentieren lassen.“

„Weiter hat also das Pulver keinen Zweck?“ forschte Robert weiter.

„Nun, ich dachte, das, was es leistet, wäre schon sehr achtbar und bedeutend,“ versetzte Kleber mit gekränktem Erfinderstolz.

„Gewiß, höchst bedeutend. Aber nun will ich Ihnen eine noch viel bedeutendere Wirkung Ihrer genialen Erfindung vor Augen führen,“ erklärte Robert. „Bitte, folgen Sie mir.“

Die Freunde eilten mit dem verwunderten Vetter in die Veranda zurück. Fräulein Hölzle aber entschlüpfte unterwegs, da sie ihre Heiterkeit nicht länger bändigen konnte, zu den Schwestern Nielsch.

Robert führte den Vetter dicht vor das Ehrensfa und zeigte ihm da die Bescherung, die das Pulver angerichtet hatte, während der Vetter vorhin beim Niederstehen den Ball zusammendrückte und dadurch den aus der Tasche herausragenden Zerstäuber in kreisende Bewegung versetzte.

„Aber wie kommt die Kompanie Insekten hierher?“ fragte Kleber verwundert.

„Wahrscheinlich hat Ihr wunderbares Pulver die Eigenschaft, die Insekten anzulocken, um sie dann um so sicherer zu vernichten, wie das brennende Licht die Mücke,“ rief Gwander scheinbar begeistert. „Sie haben sich eine Million erfunden, Herr Kleber. Aber zaudern Sie keinen Augenblick, Ihr Patent zu nehmen. Reisen Sie sofort ab, um die Sache in Ordnung zu bringen. Jeden Augenblick kann Ihnen ein anderer zuvorkommen! Es wäre entsetzlich!“

„Ja, Gwander hat ganz recht,“ bestätigte Fritz. „Ich würde an deiner Stelle gleich reisen.“

„Ach, so schnell erfindet mir das keiner nach“ — erwiderte Kleber mit schönem Selbstbewußtsein — „und zudem, hier kommt das Frühstück.“

In der That kam das Frühstück. Die braven Mädchen hatten etwa vierzig Weißbrotschnitten mit Sardellenbutter bestrichen, und der dazu aufgestellte Affenthaler war auch nicht zu verachten. Frau Nielsch, die sich beim Erwachen unpäßlich gefühlt hatte, nahm nun an dem Frühstück auch teil und wies dem Vetter Kleber den Ehrenplatz an ihrer Seite an, während er soeben auf Gwanders Platz neben Fräulein Hölzle sich hatte niederlassen wollen.

Der Erfinder des Antimerulion schien für die ihm von der Hausfrau bewiesene Auszeichnung wenig Empfindung zu besitzen. Er überließ ihr die Kosten seiner und ihrer Unterhaltung ganz allein, warf dann und wann grimme Blicke nach dem jungen Doktor hinüber wegen dessen „unverschämter Courmacherei gegen Fräulein Hölzle“, und bekämpfte seinen Gram über dieses unpassende Auftreten mit Essen, trank auch tiefergerührt dazu. Reichlich die Hälfte der Sardellenbutterbrötchen sank in den Magen des künftigen Patent-Millionärs, und die Sardelle will natürlich auch schwimmen. Dennoch warf der Vetter schließlich einen so wehmütigen Blick auf den leeren Brotteller, als scheide er vom frühen Grabe seiner Ernährungshoffnungen und sinne danach, zur Tagesordnung des hohen Hauses den dringlichen Antrag auf Veranstaltung einer zweiten Auflage einzubringen.

Jedenfalls wäre er gerne noch sitzen geblieben. Aber die ganze ruhelose Jugend hatte sich mit unzeitiger Hast vom Tische erhoben und kam auf ihn eingestürzt mit dem Rufe, er möge doch ja sofort abreisen, um sein unschätzbbares Patent zu wahren. Selbst Fräulein Hölzle beteiligte sich an diesem abscheulichen Ratschlag. Er traute seinen Ohren nicht. Aber diese unerfahrene Mädchenseele, die bisher nur Leuten wie den Doktor Gwander an ihrer Seite gesehen, würde seinen höhern Wert schon noch schätzen lernen. Dazu wollte er ihr Gelegenheit bieten. Zunächst durch „des Gesanges Gabe, der Lieder süßen Mund“, den ihm Apoll geschenkt. Deshalb erwiderte er auf die „böslche Anzapfung“ hochsinnig: „Nein, meine Damen und Herrn, ich denke nicht daran, abzureisen. Mein Patent und meine Million laufen mir nicht fort. Ich werde jetzt die Noten suchen, um Ihnen einen Ohrenschmaus zu bereiten. Friedrich, führe mich auf Euren Boden.“

„Gern, Alwin. Du bist dann vielleicht so gut, auf der Suche nach den Noten auch einige Jahrgänge der ‚Gartenlaube‘ und des ‚Daheim‘ zu ordnen, die dir etwa den Weg zu den musikalischen Schätzen versperren sollten.“

„Natürlich wird das mit besorgt, Better. Auf Wiedersehen im Musikzimmer!“

„Auf Wiedersehen!“

An dieses Wiedersehen dachte jedoch im Ernste niemand von der losen Gesellschaft. Man hoffte vielmehr, den Better für einige Stunden los zu sein, zumal da Fritz, vom Boden zurückgekehrt, versicherte, Alwin sitze droben eifrig an der Ordnung der Zeitschriften. Sofort stob da das ganze lustige Völkchen weit weg vom Landhause in den Park. Nur Else folgte der Mutter in die Küche. Sie hatte leider die „Küchenwoche“.

Better Kleber suchte inzwischen in den Kisten tapfer nach den Noten, die unter den Zeitschriften liegen sollten und ordnete auch „einige Jahrgänge“ der letztern. Aber so tief er auch hinuntergriff, so fand er doch keine einzige Note. Wohl aber stieß er, als er den tieferen Blätterstücken der Kisten von ungefähr einige Stichproben entnahm, noch auf etwa dreißig ungeordnete Jahrgänge der „Gartenlaube“. Daneben auf zahlreiche ungeordnete Jahrgänge des „Daheim“ und vieler anderer Zeitschriften.

Wer das ordnen wollte, konnte in einer Woche auch noch hier sitzen. „Ich für meinen Teil danke recht schön!“ rief der Better empört und stieg dann treppab, um sich der wahrscheinlich im Musikzimmer auf ihn harrenden Zuhörerschaft wieder anzuschließen.

Da harrete seiner aber niemand. Auch alle Rufe, die er zornig und klagend ins Weite schickte, fanden kein Echo. Villa Nietzsche schien mit einem Male in Dornröschens verwunschenes Schloß verwandelt. Da riß ihm die Geduld, und er riß den Flügel auf, um seine tobenden Gefühle in entsprechenden Tonsfluten auszuströmen.

„Jetzt brischt er auf den armen Flügel los!“ sagte in diesem Augenblick Fritz im schattigen Park. „Er phantasiert!“

„Phantastieren — das langt nicht,“ verbesserte Dr. Gwander. Es ist das delirium disharmonicum mit etwa hundertundzwanzig Puls- und Faustschlägen in der Minute. Er überträgt sein Pulver ins Musikalisch-Bernichtende! Weh allen, was da krecht und flucht!“

„Jetzt scheint eine Saite gesprungen zu sein,“ bemerkte Fräulein Hölzle.

„Da zerknallt eine zweite,“ rief Marie unruhig.

„Kinder, es hilft nichts, wir müssen den Flügel retten, sonst ist der Vater unglücklich, wenn er heimkehrt, also zurück nach dem Hause!“ gebot Friedrich.

Eiligst schritten sie dahin. In dem äußersten Winkel des Hofes trafen sie auf die beiden Hunde, die über den ungeheuerlichen Kunstgenuß klagend heulten. Die Katzen waren in ihrer Seelenangst auf verschiedene Bäume gestiegen. Vor dem Musikzimmer klatschten die

vier Heimgekehrten aber trotz alledem frenetisch Beifall. Sofort verstummte der Flügel, und Better Kleber erschien am Eingang und verneigte sich, um den Vorbeer frisch einzusammeln.

„Das war schauerlich schön, Alwin,“ sagte Fritz, „wenn es nur dem Flügel nichts geschadet hat.“

„Nach flüchtiger Uebersicht hat er nur drei Saiten verhaufen,“ begutachtete Gwander.

„Verhaufen, mein Herr, sagen Sie,“ brauste da Kleber auf — „Sie scheinen nicht zu wissen, was echte Kunst“ —

„Reisten kann, meinen Sie, o ja, das weiß ich schon, auch ohne Antimerulion. Echte Kunst geht aber nicht von dem Grundsatz aus: „Es muß alles verrunzeniert sein.““

„Keinen Streit, Freunde!“ rief da Fritz, zwischen die Widersacher tretend. „Du scheinst keine Noten gefunden zu haben, Alwin? Merkwürdig!“

„Nicht eine einzige, nein. Ich habe auch keine bei mir,“ fügte er hinzu, seine tiefe, innere Brusttasche betastend. „Aber was für ein dickes Heft steckt denn da? Hurrah, Kinder, Ihr könnt Euch freuen. Es ist mein Gedichtbuch.“

„Gedichte von dir, Alwin?“ fragte Fritz beklommen.

„Natürlich von mir, Fritz.“

„Es wird immer entsetzlicher,“ flüsterte Robert an Elärchens Ohr. Und zu Kleber gewandt, sagte er laut: „Wollen Sie uns diesen Hochgenuß nicht lieber erst nach Tische gönnen? Da machen wir ohnehin alle ein Mittagsschläschen.“

„Sie können ja schon jetzt schlafen, Sie — Mann der Prosa!“ rief der Better wild. „Wenn die erschütternde Gewalt meiner Lyrik Sie nämlich überhaupt zum Schlafen kommen läßt.“

„Na, da lassen Sie meinethalben Ihren Pegasus steigen,“ brummte der junge Doktor.

Elärchen, Mariechen und Fritz saßen schicksalergeben nieder, und der Better öffnete den Schatz seiner Dichtung und wählte darin nach den schönsten Perlen.

„Nehmen wir zuerst dieses Kleinod,“ sagte er bescheiden, wie immer, und las, vornehmlich zu Fräulein Hölzle gewendet:

„Feste Liebe.“

Ich liebe dich, auch wenn das Herz mir bricht,
Ich lieb' dich, Rose, wenn dein Dorn auch sticht!
Sollt' mein Gespenst auch rasen durch Aeonen —
Du mußt mit mir denselben Stern bewohnen!“

„Wie edel, wie bescheiden!“ rief da Gwander mit gut gespielter Begeisterung. „Wie genügsam ist unser Dichter, daß er bloß verlangt, sein Lieb müsse, auch nachdem sein Gespenst Aeonen durchrast hat, nur den-

selben weilläufigen Stern mit ihm bewohnen und nicht etwa dieselbe vierte Etage eines Hinterhauses."

"Danke sehr," entgegnete Kleber befriedigt. "Sehen Sie wohl, Herr Doktor, meine Lyrik beginnt bereits auch Ihre trockene Natur zu packen. Aber nun hören Sie weiter, es wird noch schöner:

"Ich lieb' dich, wie der Specht die Sykomore,
Ich bin beharrlich, wie der Frosch im Moore;
Und bricht die Welt in hunderttausend Trümmer: —
Ich bleibe ganz der deine und für immer!

Nach jeder Nacht wird's morgens wieder lichtig,
Nach Norden zeigt der Kompaß, wenn er richtig:
So unumstößlich bleib' ich dir ergeben,
So stetig wird dein Bild mich hold umschweben!"

Als das laute Händeklatschen der Hörer verklungen war, fragte Fritz eifrig: "Hast du denn so schöne Sachen noch nicht drucken lassen, Alwin?"

"Ich hab's versucht, aber leider bisher vergebens", erwiderte der Vetter stirnrunzelnd. "Die Leute in den Redaktionen und im Buchhandel haben eben keine dichterische Aber und noch weniger feinen Geschmack. Der 'Schriftleiter' unseres Lokalblättchens z. B. sandte mir meine Gedichte zurück mit der dummen Bemerkung: 'Sie haben eine viel zu geschraubte Sprache und Form für Ihre einfachen Gedanken.' Was sagt Ihr dazu?"

Die Hörer lachten alle, und das that dem Dichter wohl, da er annahm, sie lachten über den albernen "Schriftleiter", der sich einbildete, etwas von Gedichten zu verstehen. Ihn brandmarkte auch Dr. Gwander, zu Klebers großem Ergötzen, mit dem Wort: "Das ist ja ein Böötier, der am kastalischen Quell sitzt und ihn für eine Regenpfütze hält!"

Durch diese erfreuliche Stimmung seiner Hörer gehoben, fuhr Kleber fort: "Nun vernehmt das schöne Loblied auf unser Baden."

Der kleine Kreis rückte enger zusammen und gab sich alle Mühe, ernst und erwartungsvoll drein zu blicken. Der Vetter aber las weiter, das lyrische Heft hoch haltend:

„Heimatlid."

Wenn die Schlange und der Tiger rascheln in des Ganges
Dschungeln,
Und des Löwen gier'ge Augen vor dem Wüstenwanderer funkeln;
Wenn der Eisbär und das Walroß nach dem Nordpolfahrer
schnappen,
Und in blassem Schrecken flüchten Eskimos sowohl als Lappen;
Wenn der träge Alligator lauernd liegt am Sacramento,
Und des Menschen Ur-Ur-Vettern, Affen, freischen im Lamento;
Wenn der falsche Austral-Neger giftgetränkte Pfeile schmiedet,
Und der ungeschlagte Kaffer seinen Feind im Kochtopf siedet: —
Ach, dann 'fühl' ich erst, wie herrlich, sicher ganz und ur-
gemütlich
Es bei uns sich lebt in Baden, sei es nördlich oder südlich;

Denn hier gibt's nicht Schlangen, Tiger, Löwen, Bären, Wal-
roß keines,
Auch nicht Affen, Krokodile, nichts wie Giftpfeil so Gemeines,
Auch nicht Kaffern, denn gebildet ist man allgemein in Baden,
Dichtet, singt, macht Wohlgerüche, und ist niemals Menschen-
braten!"

"Bravo, bravo!" riefen die Hörer, laut klatschend.

"Das war ganz vorzüglich, das solltest du zu Ehren des Landes und zur Erbauung der fernsten Geschlechter dem badischen Landes- und Staatsarchiv einsenden, Alwin," mahnte Friedrich.

"Da würde sofort der Zähringer Löwenorden dafür abfallen, wenn der für das große Verdienst reicht," bestätigte Gwander so sicher, als sei er Mitglied der Generalordenskommission. "Nur möchte ich bedauerlich finden, daß Sie dem Rhinoceros in Ihrem schönen Heimatlied nicht auch einen kleinen Anteil an dem allgemeinen Vergnügen Ihrer wilden Tier- und Menschenparade gegönnt haben. Und dann haben Sie vielleicht auch den 'Ur-Ur-Vetter' Tschimpanse oder Gorilla, noch etwas zu stiefmütterlich behandelt. Greifen Sie in Ihren Busen, edler Dichter, denken Sie der Sache nach — sie hat ja Zeit — und stiften Sie mindestens dem 'Ur-Ur-Vetter' noch ein eigenes Epos."

Der Vetter aus unseren Tagen war bei alledem hochbeglückt. Er räusperte sich und sagte selbstgefällig: "Jetzt kommt eine Prachtnummer: 'Der Seesturm', höchst realistisch."

"Ach, lieber Vetter, wollen wir das nicht überschlagen," bat Mariele flehend. "Ich kann Seestürme, selbst die auf dem Bodensee, durchaus nicht vertragen."

"Ja, auch ich möchte jetzt vor Tisch gegen einen Seesturm protestieren," erklärte Robert zustimmend. "Sie, Herr Kleber, haben ja etwas stärker gefrühstückt als unsereiner. Aber wir andere könnten leicht Ihren 'höchst realistischen' Seesturm nicht aushalten. Ueberdies ist der Gegenstand ziemlich verbraucht. Warum macht sich Ihr Genie nicht lieber einmal an den Landsturm. Sie haben da eine so schöne Steigerung von der Linie, Reserve, Landwehr bis zum Landsturm." —

Die drei übrigen Zuhörer des Veters lachten laut, natürlich nicht über den Dichter, sondern über den jämmerlichen Rezensenten, meinte Kleber. Er sprang deshalb würdevoll in die Höhe und durchbohrte den Spötter mit seinem Dichterauge. "Sie trauriger Witzbold, Sie!" schrie er, während nun auch Robert ihm ins Gesicht lachte — und wahrscheinlich hätte die Flammenzunge des Lieblings der Musen noch lange weiter gesprüht, wenn nicht in diesem Augenblicke Else an der Thüre erschienen wäre mit der lieblichen Meldung: "Bitte, zu Tisch, die Suppe ist aufgetragen."

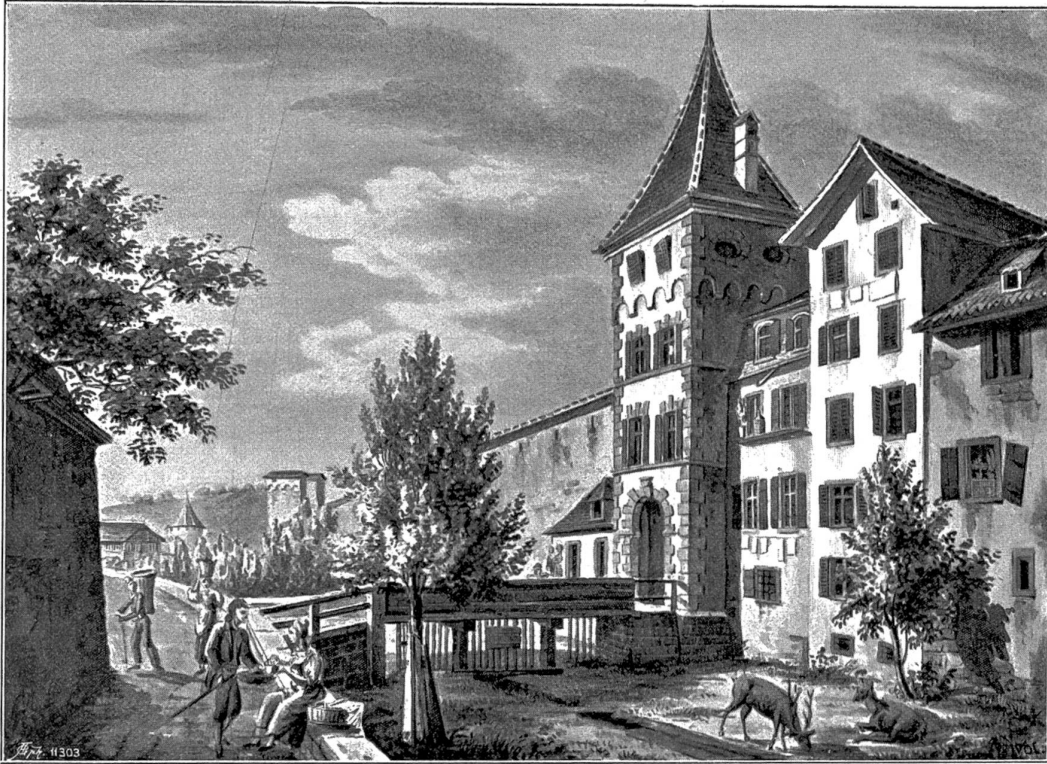
Dieses Wort goß allerdings sofort beruhigendes Del auf die in Klebers Busen kollernden Sturmeswogen.
(Schluß folgt).



Der Apfel.

Gemälde von Konrad Grob, München.

Phot. Franz Hanfstaengl, München.



Bruchthor in Luzern. Sepiazeichnung von E. u. L. Schultheß (ca. 1840).



Oberes (Kriensers) Thor mit Franziskanerturm. Sepiazeichnung von E. u. L. Schultheß (ca. 1840).